

Magazin

Bloß nicht
Bei manchem Modetrend
sieht man besser weg

SEITE 7

DPA/ETTORE FERRARI



Nummer 48 · 67. Jahrgang

26./27. Februar 2011

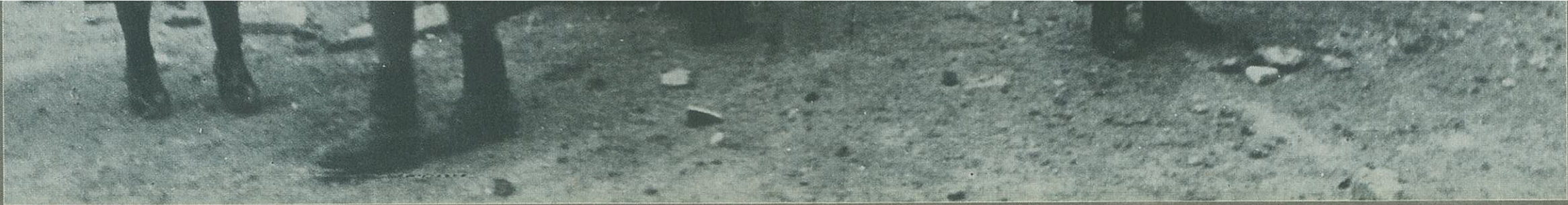


Nach einem Bombenangriff vor dem zerstörten Anhalter Bahnhof. „Wenige Sekunden später war der ganze Häuserblock zum größten Teil ein Trümmerhaufen“, heißt es in einem der Berichte.

ULLSTEIN

Es gibt Dimensionen der Zerstörung, die sich niemand vorstellen kann, der in einer Stadt ohne Krieg aufgewachsen ist. Selbst wenn man die Fotos von damals betrachtet, die Ruinen und die Schutt-

zeugbesetzungen als „Gangster“ und „Mörder“. Ein Fünfjähriger wollte, „erschüttert“ über – wie seine Mutter notierte – die „Vernichtung des Zoologischen Garten und des Aquariums“. „alle ollen Engländer totschießen,



Nach einem Bombenangriff vor dem zerstörten Anhalter Bahnhof. „Wenige Sekunden später war der ganze Häuserblock zum größten Teil ein Trümmerhaufen“, heißt es in einem der Berichte.

ULLSTEIN

Es gibt Dimensionen der Zerstörung, die sich niemand vorstellen kann, der in einer Stadt ohne Krieg aufgewachsen ist. Selbst wenn man die Fotos von damals betrachtet, die Ruinen und die Schutberge sieht und in die verängstigten Gesichter der Menschen schaut, wird doch nie das Maß der inneren Zerstörung sichtbar, die in den Herzen und Köpfen der Überlebenden angerichtet wurde.

Man könnte nun denken, in solchen Momenten des Grauens finde jede Politik ein Ende, mochten die Parolen des Propandaministers und Gauleiters von Berlin, Joseph Goebbels, auch noch so einpeitschend sein. Aber selbst die apokalyptischen Berliner Bombennächte von 1943/44 haben offenbar den Glauben vieler Berliner an den Nationalsozialismus nicht zerstören können. Das zeigt ein Aktenbestand des Berliner Stadtarchivs, den ich durch Zufall entdeckt habe und der erstaunliche Einblicke gibt in das Seelenleben der Berliner Bombenopfer. Die nie zuvor veröffentlichten Akten zeigen, dass die Leidtragenden des Luftkriegs in Berlin keineswegs vor Entsetzen verstummen.

Ein Zeitungsartikel vom Januar 1944 hatte mir den Weg gewiesen. Die Bevölkerung möge „ihren Teil an der Kriegsgeschichte Berlins“ leisten, forderte die Berliner Stadtverwaltung: „Was an Berichten, an Briefen, an Tagebüchern, an anderen Schriftstücken aus allen Kreisen eingeht, soll mithelfen, kommenden Generationen das Andenken an unsere schicksalsschwere Zeit zu erhalten“. Eine „Städtische Kriegs-Chronik“ war in Berlin bereits 1940 geplant, doch erst im Zeichen der einsetzenden schweren Bombenangriffe erfolgten in den Zeitungen Aufrufe an die Bevölkerung, „Erlebnisberichte“ einzusenden: „Auf dem Markt, in der Straßenbahn, im Autobus, am Arbeitsplatz, überall lebt und webt dieses echte Berlinertum. (...) Kurz gehaltene Wiedergaben kleinster Episoden sind geeignet, dem vorhandenen Material einen persönlichen Stempel aufzudrücken“, so stand es in der Berliner Morgenpost vom 11. Januar 1944.

Das Stadtarchiv war im Rathaus an der damaligen „Königstraße“ untergebracht. Dessen Direktor, Dr. Faden, sprach im Januar und März 1944 zweimal am Rundfunk, im Reichssender Berlin – „Plauderei über die Kriegschronik“, auf dem Programmplatz „Viertelstunde Berlin“.

Die Sprachregelung damals verlangte, jede alliierte Bombardierung als einen „Terrorangriff auf die Reichshauptstadt“ zu bezeichnen – und Flug-

Wie ein Feuerregen

Erst jetzt entdeckte Augenzeugenberichte erzählen,
wie die Menschen in Berlin die Bombennächte
von 1943/44 erlebt haben.

VON PETER KAMBER

zeugbesatzungen als „Gangster“ und „Mörder“. Ein Fünfjähriger wollte, „erschüttert“ über – wie seine Mutter notierte – die „Vernichtung des Zoologischen Garten und des Aquariums“, „alle ollen Engländer totschießen, wenn ich aber erst groß bin“.

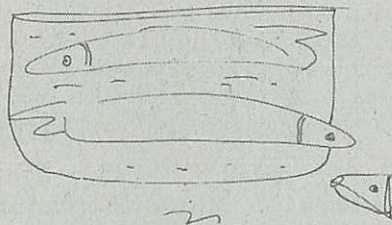
Die Schilderungen selbst gehen nahe: ob das „Klak, Klak“ der Splitter der Flak-Granaten beschrieben wird, oder der Sirenenklang für Fliegeralarm und Entwarnung – seit Januar 1944 auch mit „Vorentwarnung“ – und das „Treppauf und Treppab vor einem Angriff“, mit der Überlegung, „was um jeden Preis gerettet werden soll“. Die Berichte sind sehr persönlich gehalten, und es ist förmlich mitzuerleben, wie der Boden unter den Füßen schwankte, wie bei Detonationen der Kalk von der Decke des Luftschutzbunkers rieselt, ein „Sausen im Ohr“ entsteht, wie in einer Fahrt mit der Schwebebahn. Oder wie es war, Brandwache auf den Dächern zu halten, wegen des Funkenflugs von den Brandherden. Die Badewannen waren gefüllt, für Eimerketten zum Löschen.

Was aus der Perspektive der Briten in Italien funktioniert hatte, dass der Luftangriff auf Rom vom 19. Juli 1943 – zeitgleich zum Treffen des Duce und Hitlers in Feltre – zu einer spontanen öffentlichen Empörung gegen den König und in der Folge zum Sturz Mussolinis führte, scheiterte im „Deutschen Reich“. Die Luftschlacht um Berlin von November 1943 bis März 1944 schwächte bloß das Regime, brachte es aber nicht zu Fall. Die Versuche des deutschen Widerstands zu einem Umsturz scheiterten schon im Ansatz. Das während einer geplanten Uniform-Vorführung für Hitler in Berlin geplante Attentat Ende November 1943 etwa daran, dass das zur Vorführung gedachte Material ausgerechnet bei einem Luftangriff verbrannte.

Im Bericht der Grete Freytag aus Wilmersdorf vom 26. November 1943 steht: „B r r r ums ... Haben die Herzen ausgesetzt? Sind wir noch da? Ein Höllenschlag war das! Wir sind noch da. Fassen nach des andern Hand. Ein Schlag nur! Eine Sekundenlänge ist durch Mark und Bein der Schlag gegangen. Darauf unheimliche Ruhe – Dunkelheit, Explosionsdunst, Staub und Schutt des pulverisierten Mörtels. Ruhe jetzt, – völlige Ruhe draussen! Hier im Keller jetzt Füße-Scharren, Gemurmel, leises Wimmern! Die Leuchtstreifen der Kellerwände lassen ein wenig Sicht zu, Taschenlampen flammen auf: Das Gewölbe steht noch, wir sind alle da. Der Luftschutzwart, die Kellertreppe im Augenblick des Einschlags be-

Fortsetzung auf Seite 2

BERLIN MITTE



Kurz bevor mein Vater starb, verlangte er nach Karamellbonbons. Er saß aufrecht auf seinem Krankenlager, alles war ihm fad geworden, nicht der geringste Bissen wollte nach irgendetwas schmecken, als ihn plötzlich dieser Heißhunger nach Karamellbonbons überfiel. Das musste es sein. Noch einmal Karamell schmecken, noch einmal überhaupt etwas schmecken! Oder endlich wieder. Er schickte mich los, die Bonbons aufzutreiben. Als ich zurückkehrte, riss er gierig die Packung auf. Nie werde ich sein enttäushtes, dann zorniges Gesicht vergessen, als auch diese kleinen braunen Dinger nach nichts schmeckten. Dann sackte er untröstlich in sich zusammen. Gestern hat mir jemand, ganz ohne von dieser Geschichte zu wissen, woher sollte er auch?, gleich drei Beutel Karamellbonbons auf einmal geschenkt. Sahnekaramell, ein Werbegeschenk. Sie liegen nun in der Schublade meines Schreibtischs und warten wohl-schmeckend auf meinen Appetit. (jae.)

Dann ist es schon Abend. Besonders viel hatte ich noch nicht erledigt; nur Zeitung gelesen, ein bisschen geschrieben, ein paar Umzugskartons ausgepackt. Ich bringe drei Kartons in den Keller und ärgere mich, als sie mir immer wieder entgleiten. Ich gehe zum türkischen Kiosk und bestelle Zigaretten. „Camel-ohne, die Kleinen.“ – „Camel-oben-ohne, haha.“ Zurück in der Wohnung setze ich mich ans Fenster, schaue hinaus und rauche. Es ist schön, so still in die Nacht hinauszuschauen. Zum Domäne-Kaufhaus hin mit seinen fünf Fahnen, die wehen im Wind. Das orangegelbe Licht der Straßenlaternen stimmt wehmütig. Das eigene Gesicht spiegelt sich im Fenster. Ich erschrecke ein bisschen, nicht weil es so schrecklich aussehen würde, sondern weil ich es so lang nicht mehr in einer Fensterscheibe gesehen hatte. Nicht mein Gesicht, sondern der Blick ist das Déjà-vu. (dk.)

Offenbar hat er diesen wichtigen Termin in einer Partnerbeziehung verpasst und will etwas ausbügeln. Schon einige Minuten kramt ein junger Mann in der Ware, die zum Valentinstag verkauft werden sollte. Jetzt liegen die Reste im Kaufhaus, die Preise sind gesenkt – eine passable Gelegenheit für Späteinsteiger mit großer Auswahl: Liebevoll bedruckte Henkeltassen, Marzipan-Rosen am Drahtstiel, Taschentücher, Servietten, Dosen, Konfektschachteln mit Rosen- und Herzmotiven, kleine, gekrönte, glubschäugige Frösche zum Küssen. Das wären die Liebesbeweise am Valentinstag gewesen. Der ist allerdings schon knapp zwei Wochen vorbei. Der junge Mann nimmt was in die Hand, legt es zurück, er wirkt zerrissen: Mit einem nachgereichten Geschenk erinnert er an seine Vergesslichkeit, könnte aber andererseits auf Wiedergutmachung plädieren. Weil Männer im Zweifelsfall dazu neigen, lieber nichts als etwas falsch zu machen, verlässt auch dieser den Laden mit leeren Händen. (syl.)

Magazin

Fortsetzung von Seite 1

steigend, ist gegen die Wand zurückgeschleudert worden. Er gibt keine Anordnungen.“

Eine Margot-Erika Herbst berichtete über einen Dialog in der Straßenbahnlinie 95 Richtung Köpenick, einen Tag nach einem Luftangriff: „Am Hermannplatz steigt ein altes Mütterchen in den Wagen, lässt sich schnaufend auf dem von einem jungen Mann freigemachten Platz nieder und beginnt nun in Mantel- und Schürzentaschen nach dem Fahrgeld zu suchen. Der Schaffner hält schon den Fahrschein bereit, da vergewissert sie sich, immer noch nach dem Gelde suchend: ‚Fahren Sie auch bis Ende?‘ Der Schaffner guckt sie für zwei Sekunden verschmitzt an und sagt dann: ‚Na klar, Mutterchen, wir fahren immer bis Ende. Et kommt bloß dadrauff an, wo wa det Ende hinsetzen!‘“

Berlins „Selbstschutz“ war in Reviergruppen und diese wiederum in Untergruppen mit durchnummerierten „Luftschutzgemeinschaften“ aufgeteilt, mit je einem Luftschutzwart. Manche von ihnen waren Frauen: „Hier war ein weiblicher Luftschutzwart, der als Hausfrau und Mutter die Wirtschaft zu versehen und nebenbei noch dem Mann in der Praxis zu helfen hatte. (...) Im Keller sammeln sich allmählich fünfunddreißig Hausgenossen, darunter einige ältere, kränkelnde Personen. Sie kommen gleich mit allerhand Fragen: Wird es heute schlimm werden? Haben Sie schon gehört, dass ... usw. Sie tröstet, sie beschwichtigt – sie biegt ab. Beim Fallen der ersten Bomben schreien einige Frauen auf. Sie aber fährt diese energisch an: ‚Nehmen Sie sich doch zusammen! Was sollte das denn werden, wenn wir alle so schreien würden!‘“

Die Hitze der Brandnächte ließ, so ist aus den Akten zu erfahren, einen Kastanienbaum im November noch einmal Blätter treiben (Bericht Else Kurz, 14. Januar 1944) und es gab den Scherz über die Wohnung, die „noch viereckig“ sei, „sonst ist alles heraus“.

Am regimehörigen, das heißt eindeutig nationalsozialistisch ausgerichteten Charakter der geplanten Kriegschronik konnte es keinen Zweifel geben. Die Propaganda kam nicht nur in den Aufrufen zu Beiträgen zur Chronik zum Ausdruck, sondern auch in den meisten Einsendungen, meist erst überraschend, ganz am Schluss. „Meine Großmutter hat sich die Schuhe verkehrt angezogen und wir mussten darüber sehr lachen“, schrieb ein Dreizehnjähriger und fährt in seinem Aufsatz über „Die Bombennacht“ fort: „Es ist nicht das erste Mal, dass uns die Sirene aus den Betten holt, vielleicht wird es das letzte Mal sein für viele. Bomben pfeifen (...) Staub wirbelt und Qualm zieht in den Keller. (...) Wir halten uns alle ängstlich fest. Licht geht aus. Taschenlampen hervor. Mühlenstraße 3 brennt, ruft Herr Oberst. (...) Alle haben sich die Gasmasken aufgesetzt oder feuchte Tücher um die Nase und Mund gelegt. Ein Ruf erschreckt uns alle: ‚Haus brennt!‘ Durch den Durchbruch ins andere Haus. Weil das Treppenhaus schon brennt, können wir nicht mehr löschen. Phosphor, Vorsicht! Da bleiben wir auch nicht lange. Es brennt auch. Also müssen wir über die Straße zum Splittergraben. Als wir aus dem Keller kommen, ist überall Feuer, alles brennt. Rufe erschallen, und das Feuer prasselt. Öfters leuchtet es grün, denn da sind Phosphorbomben gefallen. Der Splittergraben ist schon ganz voll, voller Menschen, aber es kommen immer mehr. Schon am Abend werden wir nach Ostpreußen verschickt. (...) Obwohl wir Berliner alles verloren haben, so haben wir aber nicht den Mut zum Glaube an den Führer, Volk und Sieg verloren.“

In Berlin-Spandau, an der Seeburger Straße 14, schrieb eine Frau am 13. Januar 1944, ihr Grundstück grenze an die

504 und Nr. 357 am Schlosspark und in der Kavaliertstraße. „Während ich auf meinem üblichen Kontrollgang durch meine Untergruppe ging, in der sich auch mein Selbstschutzbereich befindet, setzte schlagartig das Flaktrommelfeuer ein. Die in geringer Höhe über uns stehenden Weihnachtsbäume waren für mich das Signal zu erhöhter Vorsicht, und so lief ich von einer Deckung zur anderen. Kurze Zeit darauf war das lange Pfeifen der Minen- oder Sprengbomben in seltener Lautstärke zu hören. Wenige Sekunden später war der Häuserblock zum größten Teil ein Trümmerhaufen.“

Eine Münchenerin in Berlin, die Goebbels verehrte und bei Großangriffen wegen eines Herzleidens nicht in den Keller konnte, fand es interessant zu beobachten, dass die Gegner einmal ein ganz neues Licht in Anwendung brachten, magnesiumartig, aber doch scharf abzeichnend: „Das Licht hatte eine Brenndauer von gut zwanzig Minuten, jeder Schornstein und Giebel war weithin im Umkreis sichtbar. Die Flieger flogen dabei ganz tief über die Dächer. (...) Das zweite Mal – es war eine recht dunkle Nacht – sah ich, wie ein brennendes Flugzeug abstürzte – ich hielt es jedenfalls dafür. Ich sah einen Feuerschein ziemlich hoch, der dann mit einem großen kometenartigen Feuerschweif niederging. Anderntags hieß es, am Alex sei ein Flugzeug abgestürzt.“ In ihrem Brief vom 14. Januar 1944 hielt sie auch fest: „Die Berliner suchen bei Alarm mit Vorliebe die U-Bahnhöfe auf.“ Lagen Tote in den Kellern, kam die Kriminalpolizei und „beschlagnahmte die Leichen und die bei ihnen aufgefundenen Wertgegenstände“, wie aus einer der zahlreichen gesammelten Schilderungen hervorgeht.

Gertrud Kahlke, die nicht mit „Heil Hitler“, sondern „Schlaf ohne Sirene!“ unterzeichnete, schrieb am

große Tragödie ab an katholischen Schwestern und Patienten. Ach überhaupt muss man sich ja jedes Denken und Grübeln abgewöhnen jetzt. Zehn Jahre wurde Luftschutz betrieben. Bis zum Erbrechen Laienhilfskurse musste man machen, was wurde an Kraft und Zeit nutzlos vergeudet in sinnloser Theorie. Die Praxis schaut ganz anders aus.“

Eine Frau Marta Kissuth berichtete am 15. Januar 1944: „Zwei Tage nach dem schweren Angriff in der Nacht vom 23. zum 24. November [1943] ging ich die Rykestraße entlang und kam in die Straße am Wasserturm. Am Zaun waren die Möbel der schwergetroffenen Bevölkerung untergebracht. Der Anblick tat mir so weh, dass ich stehen blieb und sah, wie eine alte Frau ihre Habe auf einen Handwagen hub. Darauf sagte sie zu mir fast freudig: ‚Aus Trümmern blüht neues Leben. Unser Führer siegt und wird siegen.‘ Und sagte sie wieder zu mir: ‚Wissen Sie, was ich meinem Sohn ins Feld geschrieben habe? Bombengeschädigt, aber gesund.‘“

Die Einsendungen stammten mehrheitlich von Personen, bei denen die NS-Ideologie noch tief verankert war. Manche ergriffen die Gelegenheit, um einfach nur zu erzählen. Der Oberkellner Otto Krause vom „Pilsator“ am Alexanderplatz, Gontardstraße 3–5, hielt bereits zwei Tage nach der Bombennacht vom Montag, dem 22. auf den 23. November 1943 fest: „Meine Tätigkeit als Luftschutzleiter trat nun in Funktion. Licht aus, alles hinunter in den Luftschutzkeller, die Gäste in den öffentlichen. (...) Dann begab ich mich in den Bierkeller von Borchardt. (...) Es wurde immer schlimmer und nur dem Umstande, dass wir noch im letzten Augenblick die

mir mein Taschentuch nass, weil ich keine Gasmasken mit hatte. (...) Nach kurzer Zeit hieß es, alle Leute, die Keller sind, sollen mit Ruhe heraus gehen. Als ich nun auf die Straße trat, bot sich mir ein Bild zum erschauern dar. Überall wo ich nur hinsah war weiter nichts Feuer, Feuer und nochmals Feuer. Nun ging ich los und wollte nach Hause, ja, aber nein, ich ging nach dem Küfürstendamm. Auch da war Feuer, Rauch und Staub. In Joachimsthaler Straße war Feuer, aber ich wollte doch zur U-Bahn. Als ich nun endlich am Eingang der U-Bahn war, durfte ich nicht hinein, alles überfüllt, da sah ich mich um, ich sah, wie die Wilhelmshallen, Ufa Palast am Zoo und die ganze Reihe Häuser ein Flammenmeer waren, ich ging wieder zurück über Kurfürstendamm und da sah ich, dass auch schon die Gedächtniskirche brannte. Nun rannte ich weiter zur Tauentzienstraße auch da brannte viel und ich versuchte durch kleine Nebenstraßen zu entkommen, aber auch dort hatten die Engländer ihre Brandbomben abgeworfen und es brannte wo man hinkam.

Endlich war ich auf dem Wittenbergplatz angekommen. Da kam plötzlich ein Sturm und trieb das Feuer zur Erde, es sah aus wie Feuerregen. Aber ich wollte doch nach Hause und rannte weiter die Kleiststraße entlang. Auch da alles Feuer bis Nollendorf Platz. In der Bülow Straße lief ich unter der Hochbahn entlang, denn auch in Bülow Straße brannten viele Häuser. Endlich war ich in der Potsdamer Straße und ich dachte, es würde besser und ruhiger werden, aber es war genau dasselbe, nur Trümmer und Feuer.

Als ich über die Potsdamer Brücke war, ertönte die Sirene das zweite Mal. Ich konnte in kein Haus, da bin ich weiter gerannt bis zum Potsdamer Platz. Dort habe ich im U-Bahn-Keller gewartet bis zur Entwarnung, dann ging ich weiter und sah, dass der Potsdamer Bahnhof in Flammen stand. Die Leipziger Straße lief ich entlang bis Charlottenstraße, da durfte ich nicht weiter, es war schon abgesperrt, weil auch dort alles brannte. Nun musste ich zum Hausvogteiplatz, von dort eine Querstraße entlang bis zum Lustgarten, von dort am Schloss entlang und die Neue Königstraße. Als ich am Rathaus ankam, war schon das Haus des Zentrums ein Raub der Flammen geworden.“

Im Begleitbrief stand: „Da ich in der Zeitung gelesen habe über die Einsendung von Kriegererlebnissen, so möchte auch ich eines mit beifügen. Hoffentlich können Sie es brauchen. Ich bitte um Bescheid. Heil Hitler!“

Die Regimetreue der Menschen bis zum bitteren Ende, und sogar noch darüber hinaus, ist vielleicht das erschütterndste überhaupt an diesen Dokumenten.

Kritische, zweifelnde Briefe waren deutlich in der Minderzahl. Einige erlaubten sich Scherze. Eine Hedwig Zillich aus Berlin-Spandau, Kinkelstraße 27, dichtete: „Futsch ist Futsch und hin ist hin/Vaters besten Bratenrock/seine Schuhe und sein Stock/Nähmaschinen kann man sehen/Die verbrannt und nicht mehr schön/Wenn auch alles ist entzwei/macht er doch nicht viel Geschrei/Denn er spricht ganz frisch und munter/Wir Berliner gehen nicht unter.“

Einer zitierte ohne Angabe von Adresse unter dem Pseudonym „Embo“ Schillers Lied von der Glocke – „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen“ – und verglich die Nazi-Herrschaft mit Neros Zeiten. „Schlimmeres kann keine Führung dem armen Volk zumuten.“

Ein anderer, auch anonym, schrieb an den Direktor des Stadtarchivs: „Heute Donnerstag, den 13.1.44, lese ich im ‚12 Uhr Blatt‘ den Artikel ‚Berliner, schreibt alle mit an eurer Kriegschronik‘. So erlaube ich mir höflich



nem Ausatz über „Die Bombennacht“ tort: „Es ist nicht das erste Mal, dass uns die Sirene aus den Betten holt, vielleicht wird es das letzte Mal sein für viele. Bomben pfeifen (...) Staub wirbelt und Qualm zieht in den Keller. (...) Wir halten uns alle ängstlich fest. Licht geht aus. Taschenlampen hervor. Mühlenstraße 3 brennt, ruft Herr Oberst. (...) Alle haben sich die Gasmasken aufgesetzt oder feuchte Tücher um die Nase und Mund gelegt. Ein Ruf erschreckt uns alle: ‚Haus brennt!‘ Durch den Durchbruch ins andere Haus. Weil das Treppenhaus schon brennt, können wir nicht mehr löschen. Phosphor, Vorsicht! Da bleiben wir auch nicht lange. Es brennt auch. Also müssen wir über die Straße zum Splittergraben. Als wir aus dem Keller kommen, ist überall Feuer, alles brennt. Rufe erschallen, und das Feuer prasselt. Öfters leuchtet es grün, denn da sind Phosphorbomben gefallen. Der Splittergraben ist schon ganz voll, voller Menschen, aber es kommen immer mehr. Schon am Abend werden wir nach Ostpreußen verschickt. (...) Obwohl wir Berliner alles verloren haben, so haben wir aber nicht den Mut zum Glaube an den Führer, Volk und Sieg verloren.“

In Berlin-Spandau, an der Seeburger Straße 14, schrieb eine Frau am 13. Januar 1944, ihr Grundstück grenze an die Baracken eines Gefangenenlagers und dass einem Mann aus der Nachbarschaft auf die Nerven falle, dass, wenn Alarm ist, die Gefangenen brüllen würden.

„Nach der Entwarnung gehen wir ins Freie“, steht anderswo. Der Blick sucht die altbekannte Fensterfront, die eigene Wohnung, er prallt zurück. Lächerlich winzig erscheint der Trümmerhaufen zwischen den hohen Mauern der Nachbarhäuser. Darin sollen die fünfzig Behausungen der Einwohner und die ganze starke Ummauerung eines riesigen Wohnblocks liegen? Hätte es nicht Minuten, zumindest Sekunden knatzen und splintern müssen, bis dies alles zerbarst? Wie eine Riesenfaust zerschmetterte die Luftmine alles und jedes.“

Im Denunziationsbrief eines Mannes wird angegeben, eine Frau Helen Schneider habe am 21. Dezember 1943 bei ihm zu Besuch weilende Soldaten, darunter einen Obergefreiten beschimpft: „Raus mit euch Ausbunde, Soldaten wollt ihr sein? Lumpen seid ihr! Ihr Soldaten seid alle einer wie der andere Raubmörder und Verbrecherbande – ich kenne euch schon ihr verfluchten Hunde!“ Der Mann meldete es dem Zellenleiter, der aber habe nur gesagt, er habe keine Zeit, sich damit zu befassen.

Ein Bericht schildert, wie es im Kriegsschadenamt zugeht, wo Vorauszahlungen und Bescheinigungen erhältlich waren und sich schon am frühen Morgen eine Warteschlange bildete, obwohl von morgens halb acht bis abends halb acht offen sei.

Die Gründe für die Duldsamkeit und Regimehörigkeit der Berliner Bevölkerung sind vielfältig, noch immer nicht ganz verstanden. Einer der Faktoren wird sein, dass es im Vergleich zum Ausmaß des Gebäudeschadens viel weniger Tote gab als in anderen Städten. Zu den Opferzahlen gibt es in der Literatur stark abweichende Angaben. Zerstört wurden in den fünf Kriegsjahren 28,5 Quadratkilometer Berliner Stadtgebiet. Die folgenschwersten Angriffe auf die Stadt erfolgten am 22. und am 23. November 1943 mit 2 800 und 4 500 Toten, schrieb Erich Hampe im Standardwerk „Der Zivile Luftschutz im Zweiten Weltkrieg“. Er vermerkte verblüfft: „Obwohl die Verkehrsmittel ausgefallen waren, strömten die Berliner Arbeiter in der Morgendämmerung, und zwar sowohl einheimische wie ausländische, vorbei an brennenden Häuserreihen und über trümmerbesäte Straßen ihren am Stadtrand gelegenen Arbeitsplätzen zu.“

Ein anderer Grund für das Ausbleiben von Unruhen dürfte die „Landverschickung der Jugend“ sowie die im Vergleich zu Italien effizientere Warn-, Lösch- und Rettungsorganisation gewesen sein – und eben die Abhängigkeit der Ausgebombten vom Kriegsschadenamt, das auf Antrag für Ersatz sorgte, sowie die Macht der Arbeitsämter, die jeden irgendwohin schicken konnten.

Ein „Untergruppen- und Selbstschutz-Truppführer“ Hofer in Berlin-Pankow meldete über die „Katastrophennacht“ vom 3. zum 4. September 1943 den „Totalschaden“ der drei Luftschutzgemeinschaften Nr. 503,



Ein Luftschutzwart kündigt vor einem Berliner Wohnhaus mit einem Gong die Ankunft der feindlichen Fliegerverbände an.

26. Dezember 1943 dem Kunstmaler Arthur Krause-Carus: „Ich bin total ausgebombt, zweimal knapp dem Tod entronnen. Ich stehe vor dem Nichts, ebenso mein zukünftiger dritter Mann, der seine gute Existenz und alles Hab und Gut verlor, der bei den Angriffen mit Stahlhelm im Parteieinsatz stand und wochenlang bei Leichenbuddeleien Aufsichtsdienst tut. Grässlich zehrt das an den Nerven. Wir glauben natürlich an den Sieg, aber erleben wir ihn noch?“ Sie lebte nun in der Wohnung einer anderen Frau namens Gitta, die „den ersten schweren Angriff am Zoo“ (22. 11. 1943) erlebte: „Sie hörte die Panik im Zoo, ein Höllenkonzert der gepeinigten armen Tiere. Schreiende Affen rasten im brennenden Tiergarten herum. Was alles zerstört ist, kann man nicht aufzählen. Man muss fragen: Was steht noch? Jedes Wanken im Glauben muss man energisch unterdrücken. Meine wertvolle Geige, Bücher, Noten, Gold und sonstige Wertsachen, Nähmaschine, elektrische Geräte, alle Ölbilder, Radierungen, die lieben Pastelle, ach was hat ich alles verloren.“

Sie notierte weiter: „Siegt aber Bolschewismus und Chaos, dann ist es besser, sich irgendwie rechtzeitig umzubringen. Das soll ja jetzt schon vorkommen in Verzweiflung und Unglauben. Vorstehen kann man es ja. Putlitzstraße 8 waren über dreißig Personen verschüttet, drei kamen nach Tagen irrsinnig ans Tageslicht, die andern sind verloren. Um die Ecke herum im Nebenhaus meines Verlobten buddelt man noch im Schnecken tempo total gekochte Leichen aus, auch so an fünfunddreißig, man weiß nicht genau, weil auch Fremde im Keller waren vom Friseursalon. Das Wasser der zerstörten Röhren kam durch Phosphorglut kochend unterm Schutt hervorgepumpt. Unzählige Arbeiter buddeln an zahllosen Leichenkellern mit halbstündiger Ablösung, so auch Lehrter Straße, wo über sechzig ihr Leben ließen. Im Norbert-Krankenhaus Schöneberg spielte sich eine sehr

festen Kellertür zumachen konnten, verdanken wir alle unser Leben (...) ein Donnern – Krachen – einem Erdbeben gleich, hörten wir die Einschläge der Bomben oder Minen. Der Bahnhof war getroffen! (...) wir hörten die niedrig fliegenden Bomber. Alexanderplatz – welche Verwüstung – mag nicht alles aufzählen, nur Ruinen starrten mich an, brennende Häuser und Geschäfte.“

Den darauffolgenden Angriff vom 23. November 1943 wiederum beschrieb eine Irmgard Heidelberg aus Berlin-Charlottenburg, Wormser Straße 4: „Es war ein Sog und Sturm, der nicht auszuhalten war. Als ich auf dem Dach war, fiel eine Brandbombe auf Nr. 6 und brannte gleich los, ich lief hinunter, um den Leuten im Haus Bescheid zu sagen, da gaben sie mir zur Antwort, sie hätten kein Wasser! So brannte das ganze Eckhaus bis in den Keller ab, die Leute haben nur mit Mühe ihre Sachen gerettet. Und so ging es mit unzähligen Häusern. (...) Zwei Stunden haben die Angriffe gedauert, aber die Vernichtung ist erschütternd. (...) Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche steht noch der Turm, sonst ausgebrannt. Alle Kinos ringsherum sind fort, der Zoo weg, die Tiere zum größten Teil erschossen, Aquarium ausgefallen. OKW, OKM, OKH sind fort. Tirpitzufer fort.“

Die vielleicht eindringlichste Schilderung stammt von Frau Luise Seidel, geborene Vetter. Im Originalbrief fehlen fast alle Kommas und viele der Punkte. Sie berichtete am 18. Januar 1944: „Am 22. November 1943 war ich in der Volksoper an der Kantstraße in Charlottenburg gewesen. Die Oper war beendet und ich wollte mich nach der U-Bahn begeben, da ertönte plötzlich die Sirene Fliegeralarm, nun hieß es Schutz suchen, aber wo? Da wollte ich in die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, aber der Luftschutzraum war schon überfüllt, so musste ich weiter. In der Budapester Straße fand ich endlich einen öffentlichen Schutzraum. Als ich eine ganze Weile schon gesessen hatte, merkte ich, dass in dem Keller schon allerhand Rauch war. Zum Glück war eine Wasserleitung darin vorhanden. Ich machte

ende, und sogar noch darüber hinaus, ist vielleicht das erschütterndste überhaupt an diesen Dokumenten.

Kritische, zweifelnde Briefe waren deutlich in der Minderzahl. Einige erlaubten sich Scherze. Eine Hedwig Zillich aus Berlin-Spandau, Kinkelstraße 27, dichtete: „Futsch ist Futsch und hin ist hin/Vaters besten Bratenrock/seine Schuhe und sein Stock/Nähmaschinen kann man sehen/Die verbrannt und nicht mehr schön/Wenn auch alles ist entzwei/macht er doch nicht viel Geschrei/Denn er spricht ganz frisch und munter/Wir Berliner gehen nicht unter.“

Einer zitierte ohne Angabe von Adresse unter dem Pseudonym „Embo“ Schillers Lied von der Glocke – „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen“ – und verglich die Nazi-Herrschaft mit Neros Zeiten. „Schlimmeres kann keine Führung dem armen Volk zumuten“.

Ein anderer, auch anonym, schrieb an den Direktor des Stadtarchivs: „Heute Donnerstag, den 13.1.44, lese ich im ‚12 Uhr Blatt‘ den Artikel ‚Berliner, schreibt alle mit an eurer Kriegschronik‘. So erlaube ich mir höflich die Frage zu stellen, wie denken ein Herr Direktor über die Behandlung der Juden in den verflochtenen drei Jahren des Krieges. (...) Sollten diese Schandtaten, die da ausgeführt wurden und noch in den Lagern vorkommen, auch im Archiv untergebracht werden? Haben Sie den Mut, diese auch zu sammeln oder soll es in Vergessenheit geraten? Aber keine Sorge, es ist schon alles längst niedergeschrieben worden und wird auch der Tag kommen, wo abgerechnet wird. Bitte geben Sie mir im ‚12 Uhr Blatt‘ die Antwort. Dieses schreibt ein Berliner, früher 100% Nazi, jetzt nichts mehr wissen davon.“

Wieder einer schrieb: „Es ist wirklich eine Freude, unter dieser Regierung, die aus Mördern und Verbrechern besteht, sein Dasein zu fristen, denn so etwas hat die Welt noch nicht erlebt, eine Regierung, die ein ganzes Volk abschlachten lässt, die ein Volk belügt und betrügt, die jede freie Meinungsäußerung verbietet (...). Dieser Kampf wird für Hitler und seinen Anhang ins Verderben führen, und für dieses Verbrechen muss das deutsche Volk einen teuren Preis bezahlen. Aber diese Abrechnung wird bitter werden, ob meine Worte in ihr Archiv wandern oder in den Papierkorb ist ganz gleich.“

Immer noch im selben Brief: Die Nachwelt werde „diesen Miststall ausräumen“. „Sie sammeln den Berliner Witz in jeder Lebenslage, es ist wahrhaftig ein schlechter Witz, sammeln Sie lieber Bilder von dem unsagbaren Elend der Wohnungslosen (...) sammeln Sie Todesanzeigen, wo ganze Familien umgekommen sind, sammeln sie Bilder von denen, die auf Grund ihrer gesunden politischen Auffassung zum Krüppel geschlagen wurden. Das würde eine ganz nette Sammlung geben. Nehmen Sie meine Worte zur Kenntnis, denn sie sind ein Teil der Stimmung im deutschen Volke. Einer der nur wartet auf die Abrechnung.“

Die Aufrufe für Erlebnisberichte wurden dann offenbar nach März 1944 nicht wiederholt. Lange nach dem Krieg, 1976, schrieb aber im Westteil der Stadt die Pressestelle des Senators für Arbeit und Soziales einen Wettbewerb für ganz ähnliche Erlebnisberichte aus: „Berlin nach dem Kriege – wie ich es erlebte“. Sie befinden sich ebenfalls im Landesarchiv Berlin. Das Material erlaubt eine Analyse, wie sich mit den Worten auch die Erinnerung an diese Zeit 1943/44 veränderte. Der politische Ton war bereits ein ganz anderer.

Ein 2002 von der „Berliner Morgenpost“ publizierter Aufruf führte ebenfalls zu zahlreichen Einsendungen, von denen 71 in einem Buch erschienen („Als die Tage zu Nächten wurden“, 2003). Nach Angabe der Herausgeberin gab es keinerlei Schuldzuweisungen in Richtung Alliierte. Offenbar hat da ein Lernprozess stattgefunden. Die Menschen haben den verordneten Hass verlieren können.

Peter Kamber ist Historiker. Zuletzt erschien von ihm das Buch „Geheime Agentin“, Basis Druck Verlag, Berlin.